

# Die Neue Welt



Nr. 37

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Zwei Beitsonette.

Von Hermann v. Gilm.\*

I.

Als deutsche Wissenschaft noch glich dem Bache,  
Auf dem die Kinder nur aus Kurzweil schiffen,  
Als kaum entkospet war noch unsere Sprache,  
Voll jungfräulicher Armuth an Begriffen,

Wahrlich, da war's, mit Jesuitenkniffen  
Die Menschheit zu verblenden, leichte Sache,  
Doch wer an ihr gesündigt, hat vergriffen  
Sich an der Gottheit, ihr gebührt die Rache.

Jetzt lachen wir! Ihr könnt uns nimmer lenken  
Auf euren alten angefaulten Bänken,  
Die Fürstengunst mühsam zusammenhält!

Gedanken nur regieren jetzt die Welt!  
Und euer Dogma — schaudert nur! — enthält  
Das einzige Gebot: Du sollst nicht denken!

\* Aus „Gilm, Gedichte“. Leipzig, Philipp Reclam jun.

II.

Ihr sät umsonst; denn euren faulen Kernen  
Fehlt jeder Lebenskeim, und eurer Schule  
Fehlt der Begeisterung Wort, selbst eure Buhle,  
Die alte Nacht, strahlt nun mit neuen Sternen.

Folgt meinem Rath, euch stille zu entfernen,  
Das schnelle Schifflein in dem Weberstuhle  
Macht schamroth euch . . . von jeder Baumwollspule  
Könnt ihr der Zeiten ew'gen Fortschritt lernen.

Europa fährt mit glühend rothen Achsen  
An euch vorbei und euren alten Lehren  
Und schaut euch an mit Sonnenmikroskopen.

Der Mönche Weisheit ist es längst entwachsen;  
Drum geht, die blinden Heiden zu bekehren,  
Wir zahlen euch den Dampfer nach den Tropen.

## Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Zechbruders. Von F. Niebeck.  
(Fortsetzung.)

So wählte ich denn eines Sonntags im August einige Perlen aus meiner Sammlung, schrieb sie säm'tlich ab und sandte sie an die Redaktion des Stadtblattes. Als ich den biden Brief in den Kasten schob, lief ein leises Bittern durch meinen Körper . . . ich fühlte: es war ein großer Moment meines Lebens . . .

Bald aber wogte ein buntes Gewirr von Empfindungen durch meine Seele. Wie wird der Redakteur die Sendung aufnehmen? Wird er die Gedichte für unwerth halten, in die deutsche Literatur aufgenommen zu werden? Ein Gefühl von Scham, Bitterkeit und Empörung bemächtigte sich meiner . . . Wird er sie im Stadtblatt abdrucken? Bei diesem Gedanken janchzte ich auf in trunkenen Lust und that unwillkürlich einen Freuden sprung. Gut, wie die Kleinfädler daun staunen, welche Bewunderung sie mir zollen würden! Aber noch weiter gingen meine Phantasien: ich beklammerte mir in trunkenen Seligkeit die Bürgerschen Verse vor:

Wie schön, wenn Knaben, jung und alt,  
In jenen goldenen Tagen  
Zur Schul', in Riemen eingeschnallt,  
Mich alten Knaster tragen!

In fieberhafter Erregung sah ich dem Tage entgegen, an dem die nächste Nummer des Stadtblattes erscheinen sollte. Kaum war er endlich angebrochen, so rief ich den kleinen Hausgenossen herbei, drückte ihm einen Zehnspfennig in die Hand und schickte ihn nach der Expedition. Zehn Minuten später hielt ich den bedruckten Papierbogen in der zitternden Hand. Hastig überflog ich alle vier Seiten, fand auf einer derselben Verse, aber — keine von den meinen. Dagegen erblickte ich in der Rubrik „Briefkasten“ die Anfangsbuchstaben meines Namens und dahinter die kurze Notiz: „Ihre Gedichte für uns nicht geeignet, doch lassen Sie sich von weiteren Einsendungen nicht abhalten.“

Im ersten Augenblicke war mir zu Muth wie einem Menschen, dem es plötzlich klar wird, daß er eine unglaubliche Albernheit begangen hat, bald aber wurde diese pessimistische Stimmung durch einen trostvollen Gedanken verschent. Die Notiz besagte ja nicht, daß meine Gedichte schlecht seien, sondern erklärte sie nur als ungeeignet für das Stadtblatt. Vielleicht eigneten sie sich we'r für die Gartenlaube, Als ich die beiden in der Nummer abgedruckten Gedichte gelesen hatte, war ich überzeugt, daß die meinen sich nur deshalb zum Abdruck nicht eigneten hatten, weil ihr Inhalt zu weit hergeholt und nicht modern genug war. Anstatt von der „Hermannschlacht“ und der „Sage von den sieben Galgen“

zu singen, hätte ich, wie die beiden in der Nummer zum Wort gelangten Dichter, Stoffe wählen müssen, die dem Interesse des kün'stlichen Thalunger Publikums näher lagen. Der eine dieser Dichter klagte in zornentbrannten Strophen, daß das herrliche Thalungen noch kein Kriegerdenkmal aufzuweisen hätte, während doch „jedes Dörflein, auch das kleinste, längst schon solchen Schmuck gewam“; der andere dagegen zog in sinniger Weise gegen einen Tanzmeister zu Felde, welcher in einer Nummer des gegnerischen Stadtblattes eine Hymne auf das Schützenfest veröffentlicht hatte. Besonders gut gefiel mir die Strophe:

Es ist ein alter schöner Rath  
Und trefflich auch, so will's mir scheinen:  
Das, was man nicht im Kopfe hat,  
Das muß man haben in den Beinen.  
Doch gilt auch umgekehrt der Rath  
Zur Lehre manchem eiteln Tropfe:  
Das, was man in den Beinen hat,  
Das kann man haben nicht im Kopfe.

Innerem Drange gehorchend, beschloß ich, mich dem Reigen der lokalpatriotischen Dichter anzuschließen und mir durch eine Reihe von Kunstschöpfungen Ruhm und Ansehen in der Stadt zu erobern. Keine Minute sollte gezögert werden, den großen Plan auszuführen. Aber nachdem ich mir zwei Stunden lang das Hirn durch Nachgrübeln nach einem geeigneten Stoff zermartert und dabei ein Stück



Arbeit verpöfcht hatte, verschob ich die Dichterei bis zum Feierabend. Mit dem Feierabend kam mir auch der vorzügliche Gedanke, das Stadtblatt selbst nach einem Stoffe zu fragen — und kaum hatte ich es zur Hand genommen, so winkte mir daraus ein Thema entgegen, wie ich es schöner garnicht wünschen konnte. Im „lokalen“ Theil wurde nämlich erzählt, daß das Ministerium noch immer keine Schritte gethan hätte, die längst gefasste Idee einer Bahnlinie zwischen der Hauptstadt und Thalungen zu verwirklichen, trotzdem der Doktor Strousberg schon vor etlichen Jahren in Thalungen gewesen sei und erklärt habe, daß der Bahnbau in kürzester Zeit beginnen werde. Blig-schnell hatte ich meine Disposition entworfen: Ein Wandersmann kommt gezogen und sieht von einem Höhenrücken aus die unbeschreiblich schöne Stadt im Morgenglanze vor sich liegen; er sieht die waldbekränzte Berge, die stillen Dörfer und lieblichen Auen und „sein Auge weidet kaum sich satt an dieser Schönheit Fülle“. Die Verse stellten sich ganz von selbst ein. „Da irrt sein Aug' nach Sagenwegen und gleich vermisst er diesen Segen,“ und nun bedanert er tief, daß dieser holden Stadt, diesem paradiesischen Kleinod „der Neuzeit Segen“ noch immer nicht zutheil geworden ist. Er segnet Stadt und Umgebung und spricht mit schallender Stimme den Wunsch aus, daß

„Ein glückespendender Schienenstrang  
Bald finden möge den Weg entlang  
In dieses westverlorne Thal,  
Zu spenden ihm den Glückesstrahl.“

Mit der mir im Dichten eigenen Geläufigkeit war das Poem binnen einer Stunde fertig gereimt und sorgfältig abgeschrieben. Nebst einem höflichen Begleitschreiben wanderte es am nächsten Tage in die Redaktion des Stadtblattes.

Wie kann doch heiße Erwartung den Lauf der Stunden hemmen! Gleich Schnecken krochen sie dahin, und die zwei Tage, die ich bis zum Erscheinen der neuen Nummer zu warten hatte, wurden mir entschuldig lang. Endlich aber brach der große Morgen an, und mein kleiner Bote konnte sich auf den Weg nach der Expedition machen.

Himmel! ich war gedruckt! Mein Gedicht stand im Stadtblatt, und darunter groß und fett mein Name. Der große Schritt ins Reich der Unsterblichkeit war gethan. Ich gelobte feierlich — und ich glaube, eine Freudenthräne rann mir dabei über die Wangen — ein Dichter zu werden zum Ruhm und zur Freude meines deutschen Vaterlandes.

An jenem Tage sauste, wie damals, als ich den Schiller gelesen hatte, der Hobel lustiger als sonst über die Bretter, und mein närrisches Herz häpfte vor Entzücken und spann weiter an den goldenen Phantasiegeweben, welche die Zukunft verwirklichen sollte. Zwischenhin warf es auch die Frage auf, was die Leute zu dem Eisenbahngedicht sagen würden.

Der Meister war ausgegangen und kehrte erst gegen Mittag heim. Ich prüfte scharf seine Züge, um darin zu lesen, ob ihm das Gedicht bereits bekannt sei, konnte aber nichts Auffälliges an ihm entdecken; nur hatte ich das Empfinden, als sei er noch grämlicher als sonst. Schweigend bereitete er das Mittagessen und lud mich, als er fertig war, mit kurzem Wort zu Tische. Während der Kartoffelsuppe ward kein Wort gewechselt; erst als wir die Deringe zerlegten, brach er das Schweigen, indem er im Tone verhaltenen Groblos hervorsprach: „Machen Sie mir kein Aergerniß in der Stadt!“

„Wieso . . .?“ fragte ich erschrocken.

„Wieso? Fragen Sie nicht erst so dumme! Sie wissen recht gut, wie ich's meine . . . Ich habe mir meine Kundschaft sehr sauer erobert und kann Ihnen raten: verschonen Sie mir meine Kundschaft nicht!“

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Meister . . .“

„Sie wissen schon! Sie denken wohl, ich lese das Stadtblatt nicht, weil ich's nicht mithalte? Ich habe das Ding, welches Sie da haben einrücken lassen, schon gelesen!“

„Aber — wie soll ich denn durch das Gedicht Ihre Kunden verschonen?“ fragte ich, ein wenig gereizt.

„Das verstehen Sie nicht, dazu sind Sie noch zu einfältig. Ich sage Ihnen nur, lassen Sie mir die Politik aus dem Spiele, so lange Sie bei mir sind! Was gehen Sie denn unsere kommunalen Angelegenheiten an? Sie machen bloß sich und mich lächerlich bei den Leuten.“

„Lächerlich? . . .“ Ein heiliger Dichterzorn erfaßte mich . . . aber er wurde schnell gedämpft durch das Mitleid, das ich deshalb mit dem Meister empfand, weil er in literarischen Dingen eine gar zu große Unwissenheit offenbarte.

„Lächerlich machen Sie sich!“ wiederholte er heftig. „Ueberlassen Sie das Dichten nur den studirten Leuten. Was Sie in dem Gedichte sagen, ist Unsinn. Unsere Berge sind nicht waldbekränzt, sondern es wachsen über und über Bäume. Die Ragbach hat auch keinen Silberfall. Wenn die Ragbach klar ist, fällt sie nicht, und wenn sie fällt, ist das Wasser lehmig. Das weiß bei uns jedes Kind.“

Diese Kritik erschien mir sehr stumpfsinnig, doch hielt ich es für das Klügste, zu schweigen.

Am Nachmittag fandte mich der Meister in eine Fleischerwerkstatt, wo ich einen vom Wiegemeßer ausgehöhlten Wurstblock ebnen sollte. Ich verrichtete diese Arbeit, obwohl sie große Anstrengung erforderte, stets sehr gern, denn der dicke Metzger spendete außer einem guten Trunk und einem aussehulichen Stück Wurst jedesmal ein gutes Trinkgeld. Diesmal aber schien er höchst übler Laune zu sein; er würdigte mich keines Blickes und ich hatte für meinen Gruß keinen Dank. Während ich aber den riesigen Holzblock mit dem Hobel bearbeitete, trat er plötzlich zu mir und sagte mit höhnischer Stimme: „Sie scheinen ja ein Hauptkerl zu sein! Das sieht man Ihnen garnicht an, daß Sie solche kluge Gedichte machen können.“

„Man täuscht sich manchmal in den Leuten,“ erwiderte ich, gezwungen lächelnd, und hobelte weiter.

„Wer hat Sie denn aufgestachelt, das Gedicht zu machen? Oder haben Sie bloß Ihren Namen darunter setzen müssen? Was haben Sie denn dafür gekriegt? Gestehen Sie's offen!“

„Herr Meister, für wen halten Sie mich denn?“ rief ich empört und hielt mit dem Hobeln inne.

„Na, na, regen Sie sich nicht auf! Ich blicke tiefer in dieser Sache. Sie sind ja erst kurze Zeit hier, was können Sie denn für ein Interesse daran haben, daß wir eine Eisenbahn kriegen? Ich kenne die Leute, die zur Eisenbahnpartei gehören, ganz genau — ich weiß auch, wer das Gedicht bestellt hat . . . Na, die Leute sollen sich nur vorsehen, daß ich nicht auch ein Gedicht machen lasse! Ich bestelle aber dann bald eins, welches sich die Seifensieder und Holzhandler nicht einpöckeln werden . . . Wir brauchen keine Eisenbahn; wir wollen keine fremde Zufuhr haben! Wenn die Eisenbahn kommt, können wir kleinen Professionisten den Kram zusammenpacken; das Fleisch wird dann von auswärtig geliefert . . . Dummheit!“ Dabei kehrte er mir den Rücken und verschwand. Ich bekam weder Trunk, noch Wurst, noch Trinkgeld . . .

„Na, nu schlägt's dreizehn!“ Nie hätte ich geglaubt, daß die Erde solche beschränkte Menschen aufweist, die den Werth eines Gedichtes nicht zu schätzen wissen, und die sogar die Frechheit besitzen, einem edlen Dichter Grobheiten ins Gesicht zu sagen. Ich konnte nur lächeln; ich war mir meiner geistigen Größe voll bewußt, und ich rechnete auf die Klugen und Gelehrten . . .

Der nächste Tag war ein Sonntag. Als ich am Nachmittag aufs Feld gehen wollte, um ein Drama zu vollenden, redete mich in der Hausthür eine alte Frau an, die unserer Werkstatt gegenüber wohnte. „Es giebt doch recht dumme Leute!“ sagte sie.

An diesen Worten zweifelte ich nicht, aber ich fragte, wie sie zu einer solchen Behauptung käme, und sie erwiderte: „Denken Sie, heute auf dem Kirchwege schimpften zwei Weiber auf das schöne Gedicht, welches Sie haben ins Stadtblatt setzen lassen. Sie meinten, der Mensch, der's gemacht hätte, müsse ein rechter Hausuarr sein; ihre Männer hätten gesagt, einen solchen Kerl müßte man garnicht in der Stadt dulden, er mache bloß die Leute aufrührerisch. Ich muß sagen, mir hats recht gut

gefallen. Es klappt und reimt sich Alles sehr hübsch. Und wenn wir eine Eisenbahn kriegen, so könnt' ich hin und wieder einmal zur Schwester nach Breslau fahren.“

Ich dankte der guten Frau für die freundliche Mittheilung und schlug sogleich durch ein stilles Gähnen den Weg nach dem Felde ein, aus Furcht, in der Stadt von den Eisenbahngegnern überfallen und geprügelt zu werden. War das der erträumte Dichterruhm? . . .

Am Ende der Gasse traf ich den Sohn eines Schusters, der unser Nachbar war und mit dem ich schon hin und wieder einige Worte gewechselt hatte. Er erzählte mir, daß sein Alter nicht gut auf mich zu sprechen sei und mich verhaufen wolle; denn wenn die Eisenbahn gebaut würde, so brächten die fremden Schuster noch viel mehr Baaren nach Thalungen auf den Markt. Ich glaubte ihm das herzlich gern, und mir war die Eisenbahn völlig gleichgültig. Neinetwegen hätten die Thalunger ihre Stadt mit einer chinesischen Mauer umgeben können; ich begriff nur die Leute nicht, denen eine Eisenbahn viel wichtiger erschien als ein schönes Gedicht, und ich konnte mich nicht enthalten, dem Schustersohn offen meine Meinung über die Thalunger zu sagen. Er nahm das übel und schrie mich an: „Wenn Du nicht das Maul hältst, kriegt Du's mit mir zu thun! Ich bin ooch 'u Hiesiger. Mach' nicht solche Dummheiten!“

Er sah mich verächtlich an und ging ohne Gruß seines Weges weiter.

Nachdem ich meine fürchtbare Aufregung überwunden hatte, entwarf ich eine Reihe von Nachplänen und beschloß hauptsächlich, die ungebildete erzprosaische Sippchaft mit Verachtung zu bestrafen. Sie war eines Dichters nicht würdig. Ich nahm mir vor, noch ein Jahrlein in dem mir plötzlich verhaßt gewordenen Städtchen, das mir einst als eine Insel der Glückseligkeit galt, zu verweilen, zu sparen und zu dichten; dann wollte ich weiter ziehen in eine andere Gegend, wo bessere und für Poesie mehr empfängliche Menschen wohnen.

Es kam anders . . . Am folgenden Dienstag gegen Mittag trat der Meister an mich heran und sagte schroff: „Wir müssen Schicht machen. In vierzehn Tagen können Sie gehen! Wenn solche Geschichten in der Stadt passiren, dann ist's aus zwischen uns.“

Eine Weile war ich sprachlos. Ich sollte meine schöne Stellung verlieren? Sollte wieder in die kalte Fremde ziehen? Ich war nicht im Geringsten auf eine neue Wanderung vorbereitet; meine Ersparrnisse hatten kaum auf den Ankauf neuer Stiefel gereicht; noch war ich der Waschfrau Geld schuldig, und noch bedurfte ich dringend einer Menge neuer Sachen — Niederschuhe, ein Werktagsgewand, Hemden, Hosenträger, einen Hut ufo. Wie ein Donner Schlag bei klarem Himmel trafen mich die Worte des Meisters.

„Was für Geschichten meinen Sie?“ stammelte ich endlich.

„Lesen Sie den „Anzeiger“, so werden Sie's wissen . . . Ich kann mich nicht zum Narren in der Stadt machen lassen!“ sagte er grob.

Eine unheilverkündende Ahnung erfaßte mich. Ich ließ mir eine Nummer des Anzeigers holen — und richtig: es stand darin eine gereimte Entgegnung auf mein Gedicht, die mir Scham und Entsetzen einflößte. „An den Eisenbahndich er“ lautete der Titel, und der Inhalt war eine unbarmherzige Verpöftung meiner Person und meiner Verse. Mein Name ward wiederholt genannt, und am Schlusse auch der Name meines unschuldigen Meisters. Dem braven Manne wünschte der Dichter, daß die Füße der von mir angefertigten Schränke, Tische, Stühle, Bettstellen und Kommoden weniger wackelig sein möch'en, als meine Versfüße. Das war natürlich ein Schlag, den sein in poetischer Hinsicht außerordentlich schwaches, in handwerklichen Dingen aber höchst empfindsames Gemüth nicht ertragen konnte. Er mußte den Leuten beweisen, daß er an meiner Dichterei ganz unschuldig sei, und so gab er mir den Laufpaß . . .



## Ginundzwanzigstes Kapitel.

## Der Sozialdemokrat.

Leise — wie von fernher, erklang in die Trostlosigkeit meines kummervollen Dichtergemüthes eine liebliche Weise. Sie erklang lauter und lauter von Tag zu Tag, und als sieben Tage vergangen waren, haite mir der musizierende Hoffnungsengel deutlich verkündet, daß der Meister die Kündigung zurücknehmen und mich biten werde, bei ihm zu bleiben. Er hatte mir singend erzählt, daß das sturmerregte Herz meines Tyrannen sich besänftigt habe und hatte dabei schallhaft auf die Klenden hingewiesen, die täglich in die Werkstatt kamen und uns zur Eile drängten. Ich lauschte dem Sange voll Entzücken und ergöhte mich an dem Gedanken, daß eine Zeit kommen werde, in der ich vor den Meister hinstreten und sagen könnte: „Es thut mir leid, daß wir scheiden müssen, allein in vierzehn Tagen wird gewandert! Darauf, daß Sie gerade jetzt viel Arbeit haben, kann ich keine Rücksicht nehmen.“

Das sollte alsdann die Strafe dafür sein, daß er mich hatte entlassen wollen zu einer Zeit, in der ich auf das Wandern nicht vorbereitet gewesen war. Ach, nur noch wenige Wochen wollte ich arbeiten; nur drei oder vier Thaler wollte ich ersparen — dann sollte mir vor dem Wandern nicht bange sein! Sogar im Winter nicht!

Am achten Tage — einem Montag — brach der Engel mitten im Liede ab. Er erschrak vor einem Gast, der in die Werkstatt trat, und entfloh. Da ward es öde und finster in meinem Gemüth, und ein namenloses Bangen vor der Zukunft überkam mich.

Der Gast war ein junger, hochgewachsener Mann mit einem auffällig kleinen, bartlosen Kopfe. „Guten Tag!“ sprach er schüchtern, blieb an der Thür stehen und drehte den Hut mit den Händen.

„So spät!“ sagte der Meister vorwurfsvoll. „Sie sollten zu Mittag schon anfangen!“

„Sie sagten Nachmittags,“ erwiderte der Gast bescheiden.

„Mittags!“ rief der Meister.

„Nein, Sie sagten Nachmittags,“ widerholte der Andere mit weicher Stimme.

„Der Nachmittag beginnt um Eins!“ sprach der Meister mit verhaltenem Zorne.

„Ich dachte, um Drei sollt ich kommen,“ entgegnete der Jüngling.

„Ich dachte, ich dachte — was heißt denken!“ höhnte der Meister, die Stimme des Gastes nachäffend; und ohne ihm Zeit zu einer neuen Erwiderung zu lassen, fuhr er fort: „Sie müssen sich an meine Bank stellen! Der dort — er deutete auf mich — hat noch bis zum Sonnabend zu arbeiten; dann kriegen Sie jene Bank. Sie können gleich loslegen. Wir haben viel zu thun und müssen diese Woche noch einen ganzen Haufen Arbeit fertig kriegen. Halten Sie ein Bißel druff!“

„Sie auch!“ wandte er sich plötzlich an mich. „Faulenzen können Sie, wenn Sie von hier fort sind!“

Wie gleichgültig mir diese Ermahnung war! Am liebsten hätte ich ihm das ins Gesicht gesagt — allein wozu?

Das also war mein Nachfolger! Daß er mir nicht vorgestellt wurde, empfand ich als Gemeinheit und Herzensrohheit, sowie als eine neue Bestätigung der Thatsache, daß der Meister ein ganz ungehobelter Mensch war.

Nachdem der Neuling hinreichend instruiert war, ging der Meister fort. Wir Gesellen waren allein, und ich fand Gelegenheit, den Menschen, der mir meinen Hoffnungshimmel jäh zerflüßt hatte, genauer zu betrachten. Sein ganzes Wesen berührte mich komisch, und zugleich empfand ich Mitleid für ihn, denn er sah aus, als ob er nicht normalen Geistes sei. Der kleine Kindskopf harmonierte nicht mit den breiten Schultern und der baumlangen Gestalt, und die Gesichtsbildung war seinem Schöpfer in eigenartiger Weise mißlungen. Der Oberlippe war ein gelegentliches Wachssthum beschieden gewesen, während die Unterlippe ihr Dasein als Zwergin vertrauen mußte. Das wackere, blasse Ding war von der

oberen stark entwickelten Schwester dachartig überwölbt und kam somit garnicht zur Geltung: sie wäre ganz unsichtbar gewesen, wenn nicht der Dachrand die Gewohnheit gehabt hätte, sich zeitweilig empor nach der Nase zu ziehen. Die Nasenpitze erreichte er jedoch nicht, denn diese hatte zuviel nach der Sonne gestrebt und war dabei so hoch emporgewachsen, daß man, ohne sich zu bücken, tief in die Nasenlöcher schauen konnte. Die hellen Augen hatten einen matten, treuherzigen Glanz, und das lange, in Ueberfülle wuchernde lockige Blondhaar verlieh dem Kopfe ein mädchenhaftes Aussehen. Der Jüngling war gut und sorgfältig, ein wenig sturhaft gelleidet; die Füße steckten in Schnürschuhen, was mir deshalb äußerst auffällig und sonderbar erschien, als ich noch niemals solche Schuhe an den Füßen einer erwachsenen männlichen Person gesehen hatte. Zu bemerken ist noch, daß er einen breiten, zimmerrothen Schlips und Ohrringe trug.

Ich hatte mir vorgenommen, ihn nicht anzureden, erwartete aber, daß er mich anreden und sich vorstellen werde. Wohl eine halbe Stunde lang wartete ich indeß vergeblich. Er schien zu glauben, daß er allein in der Werkstatt sei, und ich fühlte mich dadurch schwer beleidigt. Die Mahnung des Meisters, „ein Bißel druff“ zu halten, hatte ihn nicht berührt; er untersuchte, bevor er langsam zu arbeiten begann, in aller Gemächlichkeit sämtliche Werkzeuge und verträdelte dabei nahezu den ganzen Rest des Nachmittags.

Endlich schien er Kenntniß zu nehmen von meiner Existenz. Er hielt in seinen Betrachtungen inne, zog die Oberlippe empor und sah mich mit großen Augen forschend an; dann fragte er, auf einen Puzhobel deutend: „Sieht das Eisen nicht zu steil?“

Ich zuckte mit der Schulter und entgegnete, daß ich mit dem Hobel noch nicht gearbeitet habe. Fast reute es mich, ihn einer Antwort gewürdigt zu haben, denn ich hielt ihn für einen unhöflichen Skol, der meiner Verachtung werth war.

Er untersuchte und probirte den Hobel, und nach einer geruamen Weile richtete er eine zweite Frage an mich.

„Er scheint grätig zu sein, was?“

„Der Hobel?“

„Aee, der Alte.“

„Ach so! — Der ist kein Guter.“

„Das hab' ich gleich gemerkt. Mein letzter Kranter war auch kein Guter.“

Diese Worte wirkten versöhnlich auf mich; ich erkannte, daß es ihm fern gelegen hatte, mich mit Verachtung zu behandeln.

„Wo haben Sie zuletzt gearbeitet?“ forschte ich.

„Zu Görlitz.“

„Und wie sind Sie zu unserem Alten gekommen?“

„Er hat mich von der Herberge geholt.“

Der Bann war gebrochen; mein Kollege und Nachfolger ward gesprächig, und wir unterhielten uns vortrefflich. Ich bereute, daß ich mir voreilig eine schlechte Meinung über ihn gebildet hatte und nahm mir vor, in Zukunft bei der Beurtheilung von Menschen vorsichtiger zu sein.

Gegen Abend kam der Meister nach Hause. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er sich leis an die Thür geschlichen und sie dann jäh aufgestoßen. Nun stand er plötzlich mitten in der Werkstatt und ließ seine unheimlich schwarzen Augen über unsere Arbeit gleiten. Sein blaßes Gesicht färbte sich dunkel — ein Zeichen, daß er äußerst unzufrieden war. Zu meinem neuen Freunde gewendet, brach er in heftigem Tone los: „Was, zum vertenfelsten Donnerwetter, haben Sie denn die ganze Zeit getrieben? Wo ist denn die Arbeit, die Sie gemacht haben?“

Der arme Junge zuckte zusammen, als hätte ihn ein wirklicher Donnerschlag erschreckt, und mit ängstlich klagender Stimme entgegnete er: „Ich habe mir erst das Werkzeug in Ordnung gebracht.“

Der Meister stürzte, beide Häuste krampfhaft geballt und bebend vor Wuth, auf ihn los, und ich glaube, er hätte ihn geschlagen, wenn Jener nicht angstvoll zur Thür gesprungen wäre, um nöthigenfalls die Flucht ergreifen zu können.

„Sie erbärmlicher Kriewatsch wollen mein Werkzeug in Ordnung kriegen?“ schrie ihn der Meister

an. „Mein Werkzeug? Sie haben in Ihrem ganzen elenden Bißel Leben noch kein so gutes Werkzeug gehabt! Sie können mirs höchstens verpfuschen. Wenn Sie nicht arbeiten wollen, dann hol Sie der Popelmann! Faulzenzer kann ich hier nicht gebrauchen.“

„Ich mußte mir doch das Werkzeug erst ansehen,“ verteidigte sich der Gesell in ängstlichem Tone.

„Und dazu brauchen Sie vier Stunden? Ich sage Ihnen nur: Wenn Sie morgen wieder so Faulenzen, fliegen Sie zum Tempel hinaus!“

„Und Sie,“ brüllte er mich an, „wenn Sie etwa glauben, daß Sie mir zum Poffen den Menschen von der Arbeit abhalten können, so sind Sie verdammt schief gewickelt! Ich lasse mir von Ihnen nicht auf dem Kopfe herumtrampeln!“

„Das ist nicht wahr, was Sie sagen!“ protestirte ich voll Entrüstung. „Ich habe ihn nicht von der Arbeit abgehalten!“

„Kommen Sie mir nicht so patzig!“ fuhr er mich an.

Ich hätte ihm eine derbe Antwort geben können, doch ich zog es vor, zu schweigen, denn er war stark und ich schwach. Er räsonirte noch lange; wir aber arbeiteten eifrig und verhielten uns wie dumme Waben, die von einem groben Lehrer tüchtig abgekanzelt werden.

Ich mußte mit Albert — so hieß der Neuling — das Bett theilen, und da er ein verträglicher Mensch war, konnte es nicht fehlen, daß wir einander bald die Geheimnisse unserer Seelen erschlossen. Er erzählte mir die Geschichte seines Lebens; ich lernte seine Freuden und seine Leiden und in den folgenden Tagen auch seine Gewohnheiten kennen.

Albert besaß ein harmloses, weiches Gemüth, doch nicht viel Geist. Hinzuzufügen muß ich jedoch, daß ich ihn damals in meinem holden Unverstande nicht nur für einen geistvollen, sondern auch für einen poetisch begabten Menschen hielt, obgleich er mir hoch und heilig versicherte, daß er keine „Verschel“ machen könne. Aber er konnte mehrere Gedichte ergreifenden Inhaltes herjagen, und er rühmte sich, eine gute Fremdbin zu besitzen, die fast noch schöner als Schiller dichten könne. Daß er den Namen Schiller kannte, war für mich ein hübniger Beweis, daß er einen hohen Grad von Bildung besaß, und die Thatsache, daß er mit einer wirklichen Dichterin befreundet war, ließ mich die größte Hochachtung für ihn empfinden.

Eigentlich, sagte er, sei die Dichterin Pauline Michalska eine Freundin seiner verstorbenen Schwester; Beide seien zusammen in einem Pensionat in Hamburg gewesen. Auf meine Frage, an welcher Krankheit seine Schwester gestorben sei, erzählte er mir eine eisenfällige Familiengeschichte, die ihn selbst so tief ergriff, daß ihm beim Erzählen die Thränen über die Wangen rannen. Seine Schwester, so berichtete er, war das schönste Mädchen in dem wunderschönen Städtchen Bergedorf bei Hamburg. Bereits in ihrem sechzehnten Jahre fesselte sie durch ihre Erscheinung dermaßen, daß die Leute auf der Straße stehen blieben und ihr bewundernd nachschauten. Sie sollte Erzieherin werden und kam nach Hamburg in ein Pensionat. Als sie ausgebildet war, nahm sie bei einem reichen Kaufmann daselbst eine Stellung als Gouvernante an. Zahlreiche Freier, darunter ein wirklicher Doktor, bewarben sich um sie. Den Doktor wollte sie heirathen; ihre Mutter aber gab es nicht zu, weil sie noch zu jung sei und der Doktor noch keine Stellung habe. Da fühlte sich das Mädchen sehr unglücklich und grämte sich bis zur Verzweiflung. In diesem Zustande verlangte sie, der Doktor solle sie entführen, und da er sich ablehnend verhielt und ihr diesen Wunsch übel nahm, gerieth sie mit ihm in Zerwürfniß. Von Verzweiflung erfaßt, gab sie Gehör den Bewerbungen eines jungen Kaufmannes und entfloh mit ihm nach Amerika. Dort erwies sich der Verfäherer als Schuft; er überließ das Mädchen auf heimtückische Weise dem Glend und fuhr zurück nach Europa; die unglückliche vermochte die Schande und die Noth nicht zu ertragen; sie rettete sich in den Tod, indem sie ihren Leib den Fluthen preisgab. Kurz vor dem entsetzlichen Ende hatte sie eine Gedichtstrophe niedergeschrieben und sie



an die Mutter gesandt. Albert wußte die Strophe auswendig herzusagen und wußte ferner, daß ein gewisser Sturm sie gedichtet habe; sie lautete:

„Meine Mutter klag ich an,  
Sie hat nicht wohlgethan.  
Was sonst in Ehren stände,  
Nun ist es worden Sünde.  
Was sang ich an!“

Ein Jahr darauf starb die Mutter — aus Gram, wie Albert erzählte.

„Alle Freundinnen meiner Schwester,“ so schloß er, „haben uns verachtet. Früher sind sie auf Besuch zu uns gekommen, nachher haben sie meine Mutter nicht mehr gegrüßt, wenn sie ihr begegnet sind. Nur die Pauline Michalska kam oft, und sie sagte jedesmal zur Mutter: Gretchen aus dem „Faust“ ist auch aus sündiger Liebe gestorben, und Gretchen war hunderttausend Mal keuscher und besser als alle anderen Mädchen.“

Durch diesen Schluß wurde mir die Pauline Michalska zur interessantesten Figur der ganzen Erzählung. Ihre Worte über Gretchen aus dem „Faust“ erweckten in meinem Herzen eine heilige Verehrung für sie. Zwar kannte ich weder das Gretchen, noch den Faust, vermutete aber, daß es sich um ein Gedicht von Goethe handelte, da ich den Namen Faust in der kurzen Lebensbeschreibung dieses Dichters gefunden hatte; auch wußte ich mir den Inhalt der Worte nicht zu deuten, hatte jedoch das Empfinden, als ob der Sinn sehr tief und bedeutungsvoll und edel sein müsse. In meiner Seele erhob sich das stürmische Verlangen, dieser vorzüglichen Dame mitzutheilen, daß meine Hochachtung für sie keine Grenzen kenne, und ich ließ mir ihre Adresse nennen. Albert hatte nichts dagegen einzuwenden, und so schrieb ich grüner Bengel ihr, der mir unbekannt, nach Feierabend einen Brief, in dem ich meiner Begeisterung für sie in überschwenglichen Worten Ausdruck zu verleihen suchte. Während des Schreibens stöhte mir die Eitelkeit den Gedanken ein, ihr eines meiner Gedichte mitzusenden und ihr zu sagen, daß auch ich ein Dichter sei; ich that dies in der Hoffnung, daß sie alsdann meinem Briefe die gebührende Werthschätzung nicht versagen werde. In der schüchternen Erwartung, daß sie mir antworten werde, schrieb ich unter meinem Namen: „Postlagernd Görlich“. Dorthin wollte ich nämlich wandern, weil Albert mir gesagt hatte, in Görlich sei für Dichtergesellen ein gutes Feld.

(Fortsetzung folgt.)



## Ueber die Aneignung und den Gebrauch der Muttersprache.

Von W. Aanaak.

Sprache, schön und wunderbar,  
Ach, wie klingest du so klar!  
Will noch tiefer mich vertiefen  
In den Reichthum, in die Pracht;  
Ist mir's doch, als ob mich riefen  
Väter aus des Grab's Nacht.“  
(Schwentendorf.)

Es ist namentlich die Mutter, die bei dem Kinde den Grund zur Sprache legt, und daher die Bezeichnung: Muttersprache.

Wie Alles, z. B. das Gehen, Sehen, Hören, usw., vom Menschen erlernt werden muß, so auch das Sprechen.

Die Sprache ist kein Gnadengeschenk, sie ist dem Kinde nicht angeboren, sondern muß erlernt werden, und folgende Organe befähigen den Menschen, das Sprechen zu erlernen: die Luftröhre mit dem Kehlkopf, der Stimmriß und dem Kehlkopf, die Mundhöhle, der Gaumen, die Zähne, die Zunge, die Lippen und die Nase.

Mit der Entwicklung des Kindes am Körper und Gehirne (Denkraft) entwickelt sich auch die Sprache, und die Entwicklung derselben ist sehr auffällig; vergleichen wir doch einmal die Sprache z. B. eines sechsährigen Kindes mit der eines Erwachsenen, welcher ein Unterchied!

Beobachtet man ein der Sprache noch nicht kundiges Kind, so wird man gewahr, daß die Töne

von denen der artikulierten menschlichen Sprache sehr verschieden sind und daß sie mehr thierische als menschliche Laute sind.

Bezüglich der Aneignung entsteht die Sprache des Kindes auf dem Wege der Nachahmung Dessen, was das Kind in seiner Umgebung vernimmt. Mit dem Anschauen der Dinge geht schon in der frühesten Lebensperiode das Sprechen Hand in Hand. Das Bindeglied zwischen beiden ist das Hören; der Taube bleibt stumm. Mit vortrefflichen Sprechwerkzeugen ausgestattet, fängt das Kind sehr früh an, von demselben Gebrauch zu machen. Da es die Laute, die es hervorbringt, selbst hört, so fängt es an, dieselben mannigfach abzuändern und zu gliedern (artikulieren), und zwar durch Nachahmung Dessen, was es von Anderen hört.

In den ersten Lebensjahren ist besonders die Mutter die Sprachlehrerin ihres Kindes — ohne irgend einen methodischen oder systematischen Unterricht zu erteilen. Die Mutter legt, wie wir schon bemerkten, den Grundstein der Muttersprache ihres Kindes, dessen soll sich die Mutter stets bewußt sein! Die Mutter muß stets deutlich mit dem Kinde sprechen und nicht etwa Worte entstellen oder verstümmeln, in der Meinung, dem Kinde dadurch die Sprache zu erleichtern, das Gegenteil geschieht dadurch. Das Kind muß in seiner Umgebung stets eine klare und deutliche Sprache vernehmen, und diese Forderung muß die Mutter auch an die sonstige Umgebung des Kindes bringend stellen.

Wie angenehm ist es, wenn der Mensch eine reine und wohlklingende Aussprache hat! —

Das Gesprochene bleibt nun beim Kinde kein leerer Schall, sondern es gewinnt, selbstverständlich nach und nach, Bedeutung. Während das Kind z. B. die Namen von Gegenständen von der Mutter und der sonstigen Umgebung vernimmt, die betreffenden Gegenstände schließlich anschaut und kennen lernt, verschmelzen beide, Name und Ding, zu einer Gesamtvorstellung so innig, als ob auch der Name ein Merkmal des Dinges wäre und zur Anschauung desselben gehört. Mit der Anschauung des Vaters, der Mutter, des Tisches usw. verschmelzen bei den Kindern die Namen: Vater, Mutter, Tisch usw.

Durch bloße Nachahmung eignet sich das Kind nach und nach einen großen Theil des Sprachschatzes an. Indem das Kind anfängt, mit Worten zu arbeiten, d. h. zu sprechen, fängt es auch an, die Dinge und ihre Eigenschaften miteinander zu vergleichen und die Beziehungen derselben wahrzunehmen, d. h. zu urtheilen. Dadurch nimmt es die Kenntnisse und den Verstand an, der in seiner Umgebung herrscht. — Die Sprache ist also auf jeder Stufe der Entwicklung das Mittel jedes Gedankenanstausches, sie steht schließlich im Mittelpunkt der Bildungsarbeit, sie ist das allgemeine Nützmittel zur Bewältigung jedweden Gedankeninhaltes und jedweder Erkenntnis, ja mehr als das: sie ist der erhabenste und gehaltreichste Erkenntnisstoff an und für sich.

Die Sprache ist das Kleinod des menschlichen Geistes, sie ist aber auch der Spiegel der ganzen Denk- und Handlungsweise des Menschen.

„Rede, daß ich Dich erkenne.“ Die Sprache erhöht und erniedrigt den Menschen. Ein gesprochenes Wort vermag Glück oder Unglück zu stiften, Freude oder Schmerz zu verursachen, den Traurigen aufzurichten. Fühlen wir uns deshalb nicht beleidigt, wenn wir eine ernste Mahnung an uns richten: Halte deine Muttersprache stets in Ehren, wie deine Mutter! Beleidigst du deine Muttersprache, so kränkst du deine Mutter; deine Muttersprache sei dir ein heiliges Eigenthum! Du sollst deine Muttersprache nicht mißbrauchen! Wodurch kann man seine Muttersprache mißbrauchen? Freiligrath soll uns zunächst darauf antworten:

„Und hütete deine Zunge wohl!  
Bald ist ein böses Wort gesagt.  
Nun, nun, es war nicht böse gemeint,  
Der Andre aber geht und klagt.“

Man mißbraucht die Sprache, wenn Jemand ohne vorheriges reifliches Denken ein Wort unbefonnen schnell ausspricht. (Erst dreimal denken und

dann sprechen.) Die Mutter verjäume nicht, bei ihren Kindern in dieser Beziehung die Sprache in richtige Bahnen zu lenken!

„Das Wort hat Zauberkraft,  
Es bringt hervor die Sade,  
Drum hütete dich und nie  
Ein böses namhaft mache!“ Rückert.

„Die Zunge hat kein Bein und schlägt doch Manchem den Rücken ein.“

„Der Schneeball und das böse Wort,  
Sie wachsen, wie sie rollen fort.  
Eine Handvoll wirf zur Thür hinaus,  
Ein Berg wird's vor des Nachbarn Haus!“

Wie oft wird durch Klatschsucht (Kaffeeklatsch) und bösen Leumund das Glück mancher Familie vernichtet! Du mußt deine Sprache recht gebrauchen! Das Wort ist der Apostel der Freiheit! Es wird gehaßt von den Mächten der Finsterniß. Ist das gesprochene Wort Wahrheit, so kann auch die Allmacht es nicht unterdrücken, das lebendige Wort kann man nicht tödten, wenn es auf Wahrheit beruht. Die Wahrheit erobert die Welt. Das Wort wird zur That! Die Sprache, die Tochter des Gedankens, ist die Mutter der That! Diese ist die freie Verwirklichung eines Gedankens; sie ist das Produkt eines freien Willens und nur möglich auf dem Gebiete der Freiheit.

Gedanke — Wort — That — ist unsere Lebensentwicklung. Wie das Wort zum Gedanken, verhält sich die That zum Wort: es ist wie Sproß, Blüthe und Frucht.

Die Sprache ist es, die gleichzeitig Leben verkündet und Leben weckt, die Prägung, die des Gedankens unsichtbares Erz zur geltenden Münze macht; der Götterfunke, den Prometheus vom Himmel geholt, nach der Sage, um den Menschen, den Menschen in seiner Vollendung zu schaffen! Die Sprache ist der Maßstab, an welchem man die Bildung der Menschen mißt!

Die Sprache des Naturmenschen ist roh, die des Kulturmenschen ist kulturell, oft mit Höflichkeit überhäuft, die Sprache des gebildeten Menschen ist gebildet, die Sprache des veredelten Menschen veredelt. „Rede, daß ich dich erkenne!“



## Bürgerliche „Sozialisten.“

Novellistische Plauderei von Curt Ungar.

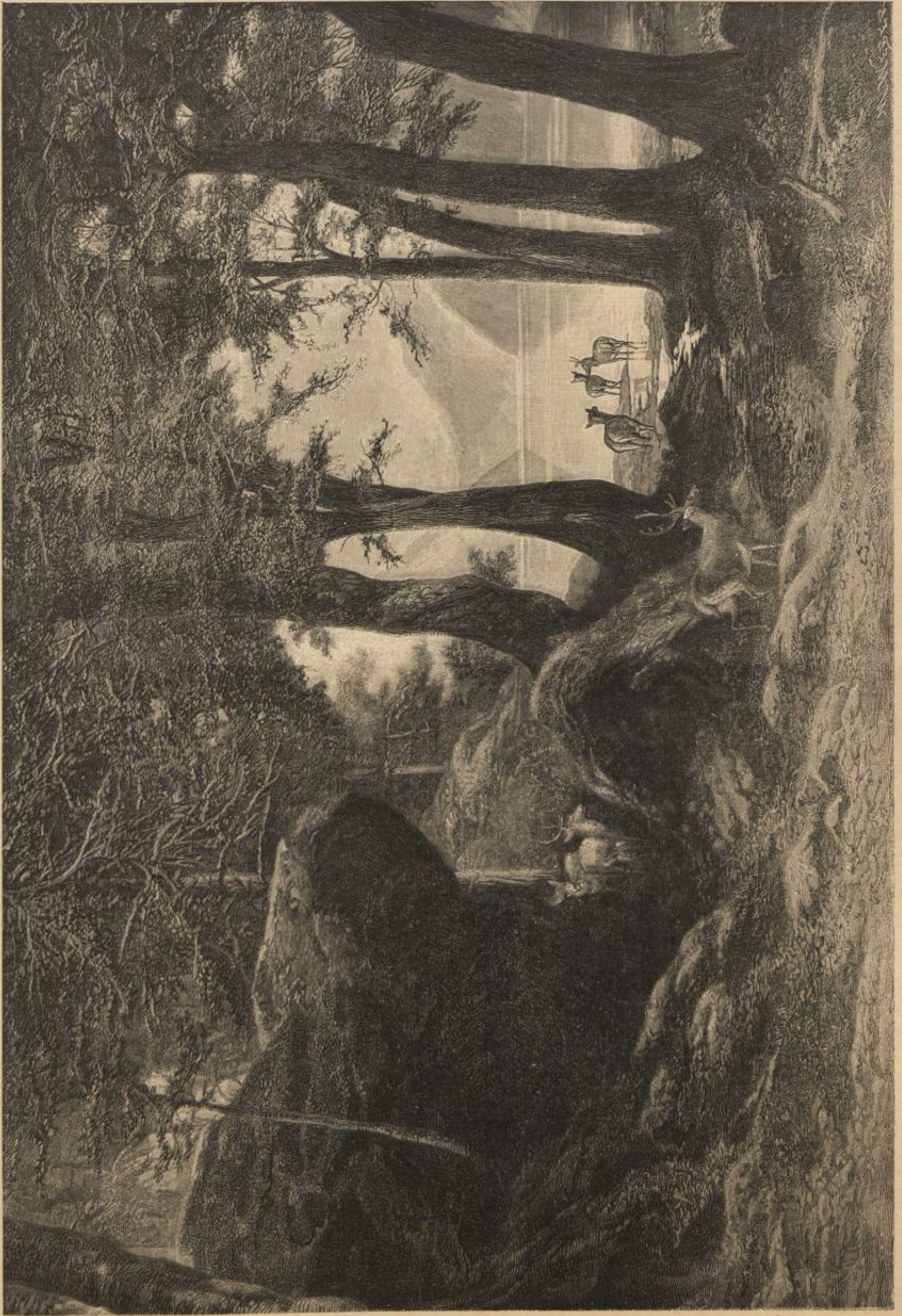
Nach wochenlanger Agitationsreise durch die Provinz war ich endlich in meinen Wohnort, eine deutsche Großstadt, zurückgekehrt. Meine Reise war in mancher Beziehung von Erfolg begleitet gewesen. Doch waren mir auch viele Plackereien nicht erspart geblieben. Die heilige Hermandad hatte mich oft gehindert, mein Aufklärungswerk zu vollbringen, oder besser, sie hatte dasselbe unabsichtlich in anderer Weise zu Wege gebracht. Dazu kamen die Konferenzen mit Vertrauensmännern, Vereinsvorständen, Agitationskommissionen, fast Tag für Tag hatte ich einen Vortrag gehalten, sonntäglich gar zwei, im Eisenbahnwaggon und im Bauernwagen auf holpriger Landstraße war ich gerüttelt und geschüttelt worden — kurz: meine Nerven waren wie geschunden.

Ich athmete auf, als ich mich endlich auf mein altes, treues, ledernes Sopha werfen und, die geliebte lange Pfeife im Munde, wie ein echter Lazzaroni dem dolce far niente hingeben konnte. Ausruhen wollte ich, lange, lange ausruhen. Nur nicht denken. Nur keine Pläne, das machte Anstrengung, das brachte gedankliche Konflikte, die gelöst werden wollten. Denken aber wollte und konnte ich nicht.

So mochte ich eine halbe Stunde gelegen haben, als ein Briefträger mich aufstörte und eine Postkarte brachte. Ich verwünschte den „Bösewicht“, der mich mit Briefen belästigte, wenn ich keine brauchen konnte, und der mich so oft hatte schnüchlich harren lassen auf einen lieben Brief von Klärchens Hand. Ja, Klärchen!

Ich Sünder, an Klärchen hatte ich noch gar nicht gedacht. Mit energischem Auck sprang ich auf





Am Chiensee. Nach dem Gemälde von F. J. K. Rossbach.



und blickte auf die Karte. Sie war nicht von der Kleinen. Mergelich warf ich sie fort, ohne mich um den Inhalt zu kümmern.

Dann holte ich ihr Bild vom Schreibtisch, wo es seinen Ehrenplatz hatte, trat ans Fenster und betrachtete lange die lieben Züge, und eine Sehnsucht nach der Geliebten ergriff mich. Doch die allgemeine Müdigkeit ließ sich so schnell nicht meistern. Ich warf mich wieder aufs Sopha.

Alle die alten, lieben Erinnerungen tauchten jetzt in mir auf, aber auch bange Sorgen um unsere Zukunft mischten sich drein. Ihr Vater war ein gut sitzierter Beamter und würde nicht gelitten haben, daß seine Tochter einen sozialdemokratischen Agitator heirathete. Ueber kurz oder lang mußte es zum Konflikt kommen. Ich konnte nicht nachgeben. Und er — nun, wenn er nur das materielle Interesse seiner Tochter ins Auge faßte, hatte er ein gewisses Recht, mir ihre Hand zu verweigern. Was konnte ich seinem Kinde bieten? Ein wildes, bewegtes Leben lag hinter mir — vielleicht auch vor mir. Armes Märchen, unser Glück wirst Du mit mancher Thräne besiegeln müssen. —

Eine innere Unruhe ergriff mich. Ich konnte nicht mehr auf dem Sopha liegen. Ich mußte irgend etwas in der Richtung der Beunruhigung thun. Ich wollte Märchen sprechen, heute noch. In fünf Minuten war ich angezogen. Pflöcklich fiel mir die Karte wieder ein. Ich las sie schnell. Es war eine äußerst freundliche Einladung zu einer Versammlung im Diskurklub „Lessing“, die noch am selben Abend stattfinden sollte.

Vor Jahren war ich dort Mitglied gewesen, war seitdem von Zeit zu Zeit dort erschienen und hatte manchen gemüthlichen Abend verlebt. Mein Plan war schnell gefaßt. Märchen durfte dort erscheinen. Denn die Mitglieder des Vereins waren größtentheils Söhne und Töchter aus „ausländiger Familie“, d. h. aus bürgerlichen und Kleinbürgerlichen Kreisen. Das genügte dem Herrn Papa. Daß auch diese Leute Sozialisten und Freidenker waren, hatte er nie erfahren, ging auch über sein Begriffsvermögen.

Ich rief Vor, meinen alten, treuen Neufundländer, aus seiner Schlummerdecke, denn ich bedurfte seiner, und machte mich auf den Weg zu Märchens Wohnung.

Liebende sprechen ihre eigene Sprache, die nur sie verstehen. Sie würden sie sonst nicht sprechen. Am Ziele angelangt, gab ich Vor dreimal einen Wink und dreimal bellte der kluge Kerl laut und vernehmlich. Bald öffnete sich ein Fenster und Märchen blickte freudestrahlend und lächelnd heraus. Sie nickte zum Zeichen, daß sie mich verstanden und zum „Lessing“ kommen werde. Schnell und unauffällig verschwand ich um die nächste Straßenecke.

Langsam schlenderte ich mit Vor durch die Straßen, suchte noch einen alten Bekannten auf und begab mich schließlich zur rechten Zeit zum „Lessing“.

Viele Vereine habe ich in meinem Leben kennen gelernt, aber keiner konnte ein so geschmackvoll ausgewähltes Lokal aufweisen wie der „Lessing“. An anderen Tagen hatten die „Klosterbrüder“ dasselbe inne, eine Aneinanderbindung junger Künstler, die dasselbe mit vielem Geschmac decorirt hatten. Man glaubte sich in das Refektorium eines Klosters versetzt. Eintönig grau waren die Wände. Historische Fenster mit altmodischen Gittern waren hineingemalt. Wohl konservierte Mönche mit vollen „geistlichen“ Gesichtern, den unvermeidlichen Humpen in der Hand, blickten auf uns nieder. Aus der Ecke grinsten dem Eintretenden ein Totenkopf entgegen nebst dem zugehörigen klappernden Gebein. Die Beleuchtung war, wenn auch aus anderen Gründen, eine entsprechend spärliche. Der Saal stieß an einen großen, schönen Garten. Direkt hinter demselben brauste von Zeit zu Zeit ein Eisenbahzug vorüber.

Vor und ich waren die Ersten am Platz. Vor streckte seine alten Glieder an der Thür aus. Er kannte als ehemaliger, langjähriger Vereinsmitglied seinen Platz und auch seine Pflicht. Sobald sich ein Bekannter sehen ließ, hatte er seine breite Pfote zum Willkommengruß hinzuhalten. So harrten wir der Dinge, die da kommen sollten. Wer zuerst kam — war Märchen.

Heute achtete sie nicht das Willkommen des Hundes, der sonst ihr erklärter Liebling war. Sie sprang froh lächelnd auf mich zu, und unter freudigen Kläffen schloß ich den kleinen Schelm in meine Arme. Dann bestürmte sie mich mit tausend Fragen, von denen ich keine drei beantwortet hatte, als wir durch neue Ankömmlinge gestört wurden. Schnell füllte sich der kleine Saal.

Alte und Junge, Arme und Gutsitzierte, Deutsche und Juden, Polen und Russen, Männer und Frauen aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen, Künstler und Studenten, Kaufleute und Volksschullehrer, Literaten und Schriftsetzer, Alle waren hier vertreten. Dabei fanden sich wenig typische Züge, überall Originalität, oft gesuchte Originalität. Nur das Ganze war typisch, eine Gesellschaft bürgerlicher Sozialisten.

Nicht die unerbittliche Logik ökonomischer Thatsachen hatte sie geradeswegs zum Sozialismus geführt, sondern es war vielmehr ein schöngelbiges Interesse. Damit wurzelte aber ihr Sozialismus nicht auf so festem Boden wie der des Arbeiters. Nur zum geringsten Theile pflegten sie ihren historischen Nestern die materialistische Geschichtsauffassung mit allen ihren Konsequenzen zu Grunde zu legen. Sozialisten waren sie zumeist durch die Lektüre Bellamys, „Ein Rückblick aus dem Jahre 2000“, geworden. Mit jugendlich warmem Herzen hatten sie das Aufsehen erregende Buch geradezu verschlungen. Sie hatten sich einen gewissen Idealismus bewahrt, der kräftig genug war, um nicht perdu zu gehen, so lange die materiellen Konflikte ausblieben. Mit bürgerlichem Scharfsinn wußten sie denselben sehr geschickt aus dem Wege zu gehen. So waren sie ihrer ganzen Natur nach gemüthlich prädestinirt, daß der soziale Nothschrei: „Nain, was hast Du Deinem Bruder Abel gethan?“ in ihrem Herzen immerhin widerhallen konnte. Ihre Sinne hatten einen neuen Reiz gefunden. Der Sozialismus bot ihnen eine gewisse ästhetische Befriedigung. Ihre atheisistischen Gemüther wurden von einer neuen Religion erfüllt. Sie schwebelten jetzt in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit oft bis drei Uhr Nachts im Caf. Sie fraternisirten in Zigarren und Bier. Sie blickten mit Verachtung auf ihre „degenerirten“ Klassengenossen, mit vornehmendem Mitleid auf die große Menge ihrer proletarischen „Genossen“. Sie pflegten zu lächeln, wenn sie das Wort ansprachen. Sie glaubten, berufen zu sein, der darbenenden Menschheit die Erlösung zu bringen. Sie betrachteten sich, die Gebildeten und Besthenden, als die berufenen Führer des Proletariats in dem großen, bevorstehenden Kampfe.

So war der Kern der Gesellschaft beschaffen, in der ich mich befand. Dazu kamen unruhige Geister, die abenteuernd die ganze Welt durchzogen hatten, sich nirgends länger als einige Monate aufhielten. Ferner waren eine ganze Reihe junger Herren und sogenannter emancipirter Damen anwesend, die überall in der Großstadt zu finden sind, wo etwas Neues, Interessantes zu genießen ist, die nur gekommen waren, sich zu amüsiren, die weder Neigung noch Fähigkeit zu ernster Arbeit besaßen.

Jeder Einzelne hatte wiederum seine besonderen Schrullen. Dem Schrullen machen interessant, und wer interessant ist, kommt in diesen Kreisen zur Geltung.

Die Gesellschaft war so bunt und in ihren geistigen Saltomortalen so drollig, in ihrem exzentrischen Wesen so anormal, daß Einem das Herz im Leibe lachen mußte ob all der freiwilligen und unfreiwilligen Komik, die hier entfaltet wurde. Ich pflegte diese „Bildungsstätte“ nur zu besuchen, wenn ich von langer Arbeit müde und abgesehen war und einer gewaltigen Erheiterung bedurfte, die mir hier auch stets in reichem Maße zu Theil wurde.

Die Sitzung begann. Ein kleiner, beweglicher Mann mit unruhigem Blick und etwas abgelebten Zügen ersuchte den Schriftführer, das Protokoll der letzten Sitzung zu verlesen. Ich gewann Muße, mir die Gesellschaft in einigen Pracht exemplaren näher zu betrachten.

Da sah ich einen großen, starker Mann mit graumelktem Bart, schauerlich wildem Haarwuchs und finsternen Augen. Ein wild bewegtes Leben schien

diesen starren Nacken etwas gebeugt zu haben. Er sekundirte jede Aeußerung seiner Umgebung mit grümmigem Lachen, während er mit größter Gemüthruhe seine Kalkpfeife stopfte. Mit wilden Gesten pflegte er seine hastig, oft leidenschaftlich hervorgeföhrenen Worte zu begleiten. Erjähret fuhr seine Umgebung empor, wenn er an einer besonders kräftigen Stelle mit seiner nervigen Faust auf den Tisch schlug. Die Jama wußte aus seiner Vergangenheit Wunderdinge zu berichten. Er selbst sprach nie über seine persönlichen Verhältnisse. Jahre lang sollte er als Freiberger sich in den Sündgewässern herumgetrieben haben. Er war Freiberger und Anarchist. Namentlich das Konventionelle haßte er bis aufs Blut. Er selbst ging stets ohne Vorhemd und Slips, prinzipiell, wiewohl es ihm nach seinem sonstigen Auftreten nicht an den Mitteln zu fehlen schien. Wovon er lebte, wußte Niemand. Unter uns Sozialdemokraten, die sich hin und wieder im Klub sehen ließen, ging das dumpe Gerücht, daß er Polizeispigel sei; ob mit Recht oder Unrecht, habe ich bis heute nicht erfahren können.

Neben ihm saß ein anderes Individuum, mit Gesichtszügen, in denen Vieles zum Ausdruck kam, aber niemals das, was den Besitzer dieser Physiognomie augenblicklich bewegte. Alles schien er mit der gleichen Ruhe spurlos an sich vorüber gehen zu lassen. Er war einer von denen, die fertig sind, fertig mit sich und der Welt. Er hatte sich mit dem Leben abgefunden. Illusionen gab er sich nicht hin. Nach seiner eigenen Façon wollte er selig werden. Er war Anarchist, nicht nur in der Theorie, sondern auch praktisch, nicht einer, wie er im Polizeibericht vorkommt, sondern ein echter, wahrer Alltagsanarchist. Er warf nicht mit Bomben. Aber er lebte nur sich selbst, sich ganz allein. Alles Andere war ihm gleichgültig, sofern es ihn nicht unterhielt. Er machte durchaus kein Hehl aus dieser Gesinnung. Arbeiten that er nur, wenn es dringend nothwendig war. Er hatte wenig Bedürfnisse. Zu vielen Arbeiten besaß er Begabung und Geschick. Wenn es sein mußte, wußte er viel Geld zu verdienen. So wurde es ihm leicht, recht selten zu arbeiten. Das größte Vergnügen für ihn war, irgendwo fern vom Lärm der Städte sich ins Gras zu werfen, zum Himmel aufzustarren und dann zu dichten, in buunter Folge, was ihm gerade einfiel, was er in seinem wechselvollen Leben wahrgenommen hatte. Die ganze Tonkala menschlicher Empfindungen kam in diesen Gedichten zum Ausdruck, von schwärmerischer Begeisterung bis zur Kaltwasserbouche des grausamsten Spottes. Er dichtete nur für sich selbst. Selten las ein Anderer seine Verse. Wozu auch für Andere arbeiten? Was hatte er davon? Er brauchte Niemand und wollte von Niemand gebraucht werden.

Weiterhin saß ein hübscher, blonder Lockenkopf mit intelligenten Zügen und lebhaftem Blick. Er war begeisterter Anhänger Kants, eine verfehlte Existenz, die des Morgens als Hausknecht funktionirte, des Abends in Dingen an sich und kategorischen Imperativen machte.

Am anderen Ende des langen Tisches saß ein Taubstummer, ein blasser, junger Mann mit schwärmerischen Zügen und dunklen Augen, ein bekannter lyrischer Dichter meiner Vaterstadt. Er verfolgte Alles mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, bald hier, bald dort mittelst eines Zettels schriftliche Auskunft erbittend.

Neben mir hatte sich ein moderner Pessimist auf den Stuhl gesetzt. Er verpaßte mit vielem Behagen eine Zigarre nach der anderen und trank einen Schoppen Münchner nach dem anderen. Er war kein Sozialist. Sein Lebenszweck schien darin zu bestehen, mit allen möglichen Narkotika den ungeheuren Weltkummer, an dem er zu laboriren schien, zu betäuben, bis endlich der große Augenblick kommen würde, in dem er den Nuth fassen würde die einzige Konsequenz des Pessimismus zu ziehen: sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Vorläufig aber schien er mit diesem irdischen Jammerthal noch ganz gut auszukommen. Und dann — eine Kugel durch den Kopf jagen — so etwas sagt man wohl, aber man thut es doch nicht.



Mir gegenüber saßen Märchen und unsere gemeinsame Jugendfreundin, Liesbeth, das wilde Lieschen, wie wir sie schon als Kinder nannten, als wir uns noch draußen im Stadtpark tummelten. Lieschen war im Allgemeinen ein gutes Menschenkind, d. h. sie war keiner großen, brutalen Schlechtigkeit fähig. Das war aber auch Alles. Im Uebrigen war sie Egoistin durch und durch. Alle Uebrigen Menschen betrachtete sie nur als dazu da, sich von ihr ausbeuten zu lassen, und mit echt weiblicher Verschlagenheit wußte sie die meisten dazu geneigt zu machen. Sie war nicht schön, nicht einmal anmuthig. Die grellen blondrothen Haare stachen geradezu häßlich ab von den feingekämmten, nerösen Zügen und dem bleichen, durch Sommerprossen entstellten Gesicht. Um die zarten, fast farblosen Lippen zuckte beständig ein wildes, sinnliches Begehren. In den grauen, ungemein lebhaften Augen kam das ganze hastende, verworrene Seelenleben zum Ausdruck. Und doch übte Alles einen im ersten Augenblick bestrickenden Reiz. Leidenschaft lag in ihrem ganzen Wesen, Leidenschaft in den Augen, in den Gesichtszügen, in dem ziemlich großen, schlanken Körper. Ein wildes Feuer, ein unerfättliches Begehren schien in diesem räthselhaften Wesen zu brennen. Lieschen war vergnügungsfüchtig. Keine Premiere, kein größeres Konzert veräumte sie. Überall, wo etwas Interessantes zu sehen oder zu hören war, war auch Lieschen zu treffen. Ein Vergnügen jagte das andere, oft hatte sie deren mehrere an einem Abend. Waren ihre Nerven dann endlich ganz auf den Hund gekommen, so wollte sie sich auf Wochen in irgend eine Wald einsamkeit zurückziehen, aber nach wenigen Tagen kehrte sie stets zurück. Das geräuschvolle Leben der Großstadt war ihr bereits unentbehrlich geworden. Eine ernste Lebensauffassung besaß sie nicht. Sie konnte nur genießen. Aber sie verstand es auch, sich aus Allem Genüsse zu bereiten. Sie betrachtete den „Lössing“ als eine Vergnügungsstätte, als einen Sammelpunkt ihr höchst interessanter Menschen. Durch ihr freies, offenes Wesen, ihre drolligen Redereien, ihre kleinen Bosheiten und einen würzigen Mutterwitz wußte sie sich überall angenehm zu machen. Sie war eine interessante Gesellschafterin, aber die Reinheit ihres Herzens war längst zerstört.

Vis-à-vis von mir saß Märchen. Denn beieinander durften wir hier nicht sitzen, wo außer Liesbeth noch Niemand unser Verhältniß ahnte. Unsere Liebe allen diesen spöttischen Blicken auszuweichen, wäre Entweihung gewesen. Waren diese Damen auch sozusagen emanzipirt, so waren sie doch klatschfüchtig geliebt. Wenn bürgerliche Damen sich emanzipiren, so emanzipiren sie sich meistens nur von den guten Eigenschaften der holden Weiblichkeit. Sie wollen dann keine Strümpfe mehr stopfen, verlieren das Essen kochen und laufen, natürlich nur daheim, drei Tage mit einem Loch im Aermel umher, wie Anna Mahr in Gerhart Hauptmanns „Einsame Menschen“, worüber Mama Koderat so böse wird.

Die Versammlung war bereits längere Zeit in die Tagesordnung eingetreten, als ich meine Privatstudien abschloß.

Ein lang aufgeschossener, dürrer Mensch mit kurzgeschorenem Haar, stechend grauen Augen und in einer mit peinlicher Prinzipientreue ausgeführten Kleidung referirte über das Thema: „Die Ethik des Sozialismus“. Der Redner sprach in dem nervenmarternen Dektou eines arischen Apostels. Die gekünstelt leidenschaftlichen Worte schwirrten in der Luft wie die Schwertstreichende Don Quichotes, da er gegen Windmühlen kämpfte. Was den Inhalt der Rede anbelangt, so war es eine fleißige Zusammenstellung aus den Werken der großen Altimeister des Sozialismus, Marx und Engels, durchsucht von den erotischen Phrasen des Fanatikers. Ein wirklich selbstständiger Gedanke kam nicht vor. Er schwur auf des Meisters Wort, mehr als dieser selbst, und trug es mit dem Eifer des Fanatikers vor, der alles Andere von vornherein als absurd verwirft. Fanatiker waren wir immer unsympathisch, auch wenn sie der eigenen Partei angehörten. Die Tollheiten eines Fanatikers schädigen eine Partei ebenso sehr,

wie die Launen eines unsicheren Kantontisten. Der noch sehr jugendliche Redner sprach über Dinge, die über seinen Horizont gingen. Wie so oft, trafen auch hier Unverständnis und Fanatismus zusammen. Es war drollig anzuhören, wie er Worte des Meisters, die an sich schön und groß waren, an ganz verkehrter Stelle anwandte. Sah man jedoch von dem Inhalt ab, so klang die Rede ganz nett. Der Vortrag war fließend und lebhaft, und die große Menge der Anwesenden schien auch den glühenden Schein für baare Münze hinzunehmen, denn lebhafter Beifall wurde ihm am Schluß seiner Ausführungen zu Theil.

Dennoch hatte das provozirende, gereizte Auftreten des Fanatikers eine peinliche Stimmung erzeugt, aber der Humor kam bald wieder zum Durchbruch. Der nächste Redner, ein dicker, fetter Jude, hatte sich die vom Standpunkt des Massendankwinismus recht anerkenntwerthe Aufgabe gestellt, den Sozialismus als in der mosaischen Gesetzgebung bereits im Keime schlummernd darzustellen. Wie ein feister Pfaffe auf den berühmten Konzilien erhob er sich, die Bibel, das Buch der Bücher, aus dem sich Alles beweisen und widerlegen läßt, in der Hand. Mit allgemeiner Heiterkeit wurde er begrüßt. Heiterkeitsausbrüche folgten ihm auf allen seinen rhetorischen Seiten- und Vorksprüngen.

Mit dem Lohwobohu fing er an, als es noch finster auf der Tiefe war und der Geist Gottes über dem Wasser schwebte, aber vom Sozialismus noch keine Spur sich zeigte, denn der Sozialismus sei nicht göttlichen, sondern menschlichen Ursprungs; in ihm hätte der Mensch sich erhoben.

Dabei schmunzelte der kleine, wohlgenährte Mann und strich sich den sorgfältig gepflegten Bart, als hätte er einen Haupttrumpf ausgespielt. Dann folgten natürlich Adam und Eva, die ersten Kommunisten im Paradiese, die in der Produktion so schön einig waren, wie die besorgte Mutter Natur, aber wegen der Konsumirung eines lummigen Apfels das Paradies sammt dem göttlichen Uerkommnis einbüßten. Das läge aber daran, daß diese Menschen keine Ethik gehabt hätten, so daß sie Gottes Gebot übertraten. Jetzt hätten die Menschen sich erst langsam in tausendjährigem Kampfe dem Sozialismus nähern müssen. Immer, wenn die Menschen Ethik besaßen hätten, wären sie dem Sozialismus näher gekommen, wie man an den alten Juden sehen könne. — Hier folgten zahlreiche Bibelstellen. — Darum siehe und falle der Sozialismus mit der Ethik der Menschen. Der Sozialismus brauche eine Ethik, sonst wäre an eine Verwirklichung nicht zu denken. Erst müßten die Menschen besser werden, dann könnten die Zeiten bessere werden. Aber unsere heutigen Sozialdemokraten seien Materialisten und der Materialismus untergrabe die Ethik. — Unwillkürlich sah ich auf seinen vorderen Appendix. — Er kramte nur die Worte Maurics von Stern, eines modernen Sozialisten, der seinen Standpunkt theilte, zitierte:

„Laßt uns besser werden,  
Gleich wird's besser sein.“

Der Redner hatte geendet, oft durch Präses und Versammlung unterbrochen. Alle menschlichen Interjektionen, die ganze Vokalreihe hatte man ihm nacheinander und durcheinander an den Kopf geschleudert. „Aha“, ließ es sich vernehmen bei einem besonders weisheitsvoll vorgebrachten Orakel, „oho“ protestirte fortgesetzt ein unerbittlicher, geheimer Antisemit, „uh“ empfindelte ein zartbesaitetes Gemüth an einer ikanten Bibelstelle, „hi, hi“ ironisirte ein unverbesserlicher Wikstob, „au, au“ tröstete sich ein von der Logik des Redners zermartertes Hirn. Derselbe war jedoch als guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des verkehrten Weges nicht bewußt. Er setzte sich, schließlich mit sich zufrieden, und zündete sich langsam eine Havana an. Dann zog er ein Stui mit Chokoladenzigarren hervor, bot jeder der anwesenden Damen eine solche an als Aequivalent für die delikaten Bibelstellen, womit er ihre unschuldigen Herzen beleidigt hatte.

Eine neue Programmnummer begann in diesem Rednergirkus. Ein Niesscheaner erhielt das Wort, eine „Individualität“ durch und durch. Ein kleines,

schwächtiges Kerlchen mit einem großen Buckel, einem großen, häßlichen Kopf mit gewöhnlichen, blasirten Zügen und einer feinen Füstelstimme, kurz, nichts weniger als ein Liebermensch, und doch ein — Niesscheaner. Auf eigenen Füßen hatte er nie gestanden, seine Verwandten hatten ihn bis dahin durchs Leben geschleppt, und da sie reich waren, recht nobel hindurchgeschleppt. Das Alles hinderte ihn nicht, sich selbst zu den Herren zu rechnen, die ihre eigene „Herrenmoral“ hatten und denen die „große Masse“ mit ihrer „Sklavenmoral“ gegenüberstand. Er hielt den Sozialismus für diese große Masse für ganz brauchbar. Aber den großen Individualitäten müßte der nöthige Spielraum für ihre großen, heroischen Thaten gelassen werden. Er gestand es offen ein, der Jesuitenstaat am Paraguay sei sein kommunistisches Ideal, natürlich abgesehen von dem religiösen Klimbum, wie er hinzufügte.

Das kleine Männchen mit der Füstelstimme hatte die bürgerlichen Nerven gänzlich erschläfft. Das junge Volk begann sich bereits auf eigene Faust zu amüsiren.

Entsetzt sah die Mehrzahl nach der Uhr, als der Präses in höchst eleganter Person jetzt das Wort ergriff, denn unter zwei Stunden that er es nicht. Er holte weit aus. In groß angelegten Perioden, die kein Mensch, am wenigsten er selbst, verfolgen konnte, begann er seine Ansichten klar- oder besser unklar zu legen. Jeder Gedanke wurde in möglichst wenig entsprechender theatralischer Pose gesprochen und mit affektirter Geste begleitet. Sprudelnd flossen die schönen Worte, gewürzt mit klassischen Zitate, von seinem Munde. Ein grenzenloser Genuß prägte sich in seinen Zügen aus, klang doch die Rede lieblich in eigenen Ohren wieder. Dem großen Auditorium schienen seine theilweise gereinigten Ungerheiten weniger zu passen. Doch unbeirrt fuhr er fort, augenscheinlich durch langjährige Erfahrung an die Unempfindlichkeit eines „verständnislosen“ Publikums gewöhnt. Als der Redner das Wort ergriff, schien er noch keinen Standpunkt zu haben. Erst im Laufe der Rede bildete er sich einen Standpunkt mit Einerseits-, Andererseits-Gesichtspunkten, mit in diesem Sinne- und in jenem Sinne-Ansichten, denn er war ein Meister in der Kunst, Alles und zugleich auch Nichts zu sagen. Nirgends war er zu fassen, nirgends zu widerlegen. Eine halbe Stunde versuchte ich ihm mit der größten Anstrengung zu folgen. Aber schon viermal hatte er seinen alten Standpunkt durch Einschränkungen aller Art verändert, dann durch Erweiterungen in einer anderen Richtung ausgebaut und war schließlich bei der entgegengesetzten Ansicht angelangt.

Ich hatte genug, ich konnte diesen Redefluß nicht länger über mich ergehen lassen. Ich wandte mich, wie das übrige Publikum schon lange gethan, einer angenehmeren Beschäftigung zu. Ich setzte daher meine Privatstudien fort. Interessante Dinge passirten in unmittelbarer Nähe des Redners.

Dort stülte ein junger Herr aus Streichhölzern Bilderräthsel zusammen und ließ dieselben durch die jungen Damen lösen.

Hier ließ ein anderer einen Sammelbogen für den Tanzklub „Terpsichore“ zirkuliren.

An einer anderen Stelle wurden Unterschriften zur Betheiligung an einer amerikanischen Auktion zu Gunsten eines jungen, verarmten Künstlers gesammelt. Schräg vor mir reichte Liesbeth einer gegenüberliegenden Dame unter dem Tische einen Bourbon zu.

Möglichlich fühlte ich einen sanften Druck auf meinem rechten Fuß. Ich trat wieder und sah auf Märchen. Aber sie saß am Tisch und malte Buchstaben mit dem Bleistift. „Schlaue Kleine“, dachte ich. So bearbeiteten wir eine Viertelstunde hindurch gegenseitig unsere Füße. Durch nichts verrieth Märchen, was wir unter dem Tisch vor hatten. Dann und wann streifte mich ihr warmer Blick und sie lächelte mir freundschaftlich zu. Das hatte sie vorher auch gethan. Als eine solche perfekte Henschlerin hatte ich sie bisher nicht kennen gelernt. Und Lieschen kicherte so verstoßen in sich hinein. O, die Here. —

Ich dachte den Gedanken nicht aus, denn der Redner war endlich mit seiner Sechslange fertig.



Gott sei Dank! Nun stand nur noch ein Nekur auf der Liste verzeichnet. Der hatte hoffentlich ein Einsehen und machte es kurz.

Ein junger Mensch mit einem energischen, nicht gerade schönen, aber intelligenten Gesicht, dunklen, frischen Augen und schwarzem Haar ergriff das Wort. Nach seiner einfachen, aber geschmackvollen Kleidung zu schließen, gehörte er den besser situierten Schichten des Arbeiterstandes an. Das ganze Wesen des jungen Mannes gefiel mir vom ersten Augenblick an. Kurz und bestimmt faßte er sich. Ohne viele Umschweife zog er das Resultat aus der Debatte und stellte fest, daß es gleich Null sei. Mit Schöngelstereien solle man der sozialen Frage nicht zu nahe treten. Er war der Erste, der zur Sache sprach, und was er sagte, gehörte Alles zur Sache. Nachdem er kurz und bündig die Ausführungen eines Jeden in ihrer Wichtigkeit dargelegt hatte, präzisirte er den Standpunkt der Sozialdemokratie zur Ethik in einer allerdings etwas einfachen, aber doch einen klaren und namentlich gesunden Blick verarbeitenden Weise. Schließlich lehnte er höflich-ironisch die Bevormundung der Klasse, der er angehöre, durch die bürgerlichen Kreise ab, auch wenn diese mit dem Sozialismus kokettirten. Nicht auf den Namen, auf die Sache käme es an. Nicht an ihren Reden und schönen Worten, sondern an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Er sei das erste Mal hier anwesend, es werde auch das letzte Mal sein. Die Erfahrung des heutigen Abends hätte ihn gewißigt. — Sagte es, trank sein Bier aus, bezahlte den Kellner, nahm seinen Hut und eilte davon. Alles war im ersten Augenblick balf. Ich senkte beschämt mein vergnügungsfüchtiges Parteihaupt. Doch der Herr Präsident faßte sich schnell. Er eilte dem jungen Manne nach, drückte ihm die Hand und sagte ihm gerührt für den unerwarteten und schönen Genuß, den er ihm durch sein energisches Auftreten bereitet hätte, seinen tiefgefühlten Dank.

Jetzt hatten sich auch die Uebrigen von der ersten Bestürzung erholt. Prachtvoll, — famos, — drolliger Sterk, — und so ernst, — ist man garnicht ge-

wohnt, — so möchte man sich alle Tage die Leviten lesen lassen — schnatterte es durcheinander.

Die Sitzung war geschlossen und wir begaben uns auf den Heimweg. Unter Stichern und neckischen Bosheiten, die wir uns über die rhetorischen Erfolge sagten, wandelten wir langsam unter Bäumen dahin. Die großen Redner schwiegen zumeist in dem stolzen Bewußtsein, ihr Bestes gethan zu haben. Aber das ganze, große, vorhin so schweigsame Auditorium von jungen Herren und Dämmchen wollte jetzt zur Geltung kommen.

Sie verglichen den fanatischen Referenten mit Diogenes, der vor seiner Lampe auf dem Bauche lag und anbetend zu seiner Sonne, dem Marxismus, emporstarrte und den tollkühnen Alexander, den Seeschlangenredner, hat, ihm die segenpendende Sonne nicht durch seine ethischen Bornirtheiten zu verduffeln.

Unsere Wege trennten sich. Ich war mit Klärchen allein, allein unter flüsternden Bäumen und der von Jasminduft erfüllten Sommernacht. Sie drückte sich fester an mich und lehnte den blonden Lockenkopf an meinen Arm. Ich schlang meinen Arm sanft um ihre Taille und sah nieder in ein paar große, blaue, glückliche Augen.

„Schelm“, sagte ich.

Sie küßte mich rasch, als wollte sie Schlimmeres unterdrücken.

Sie hatte recht vermutet, denn „Heuchlerin!“ ließ ich mich nicht zurückhalten, zu sagen.

Die großen, blauen Augen sahen mich verständnißlos an. Dann huschte eine finstere Wolke über ihre freie Stirn. „Pfui!“ kam es trotzig über ihre Lippen. Sie ließ meinen Arm los und schien geneigt, nur bei zwei Schritt Distanz meinen Friedenspräliminarien zugänglich zu sein.

Ich aber erhaschte ihre Hand und zog sie wieder an mich, denn von der hohen Diplomatie verstehe ich nichts — und Napoleon hatte mehr Glück bei den Weibern als sein großer Gegner Pitt.

Durch meine energische Feldherrnthat gewannen

wir den realen Boden für freundschaftliche Auseinandersetzungen.

„Warum nennst Du mich Heuchlerin?“ fragte sie resolut.

Auf eine korrekte Frage gehört eine korrekte Antwort.

„Warum trittst Du mir meine schön gewachsenen Schuhe schmutzig und steckst dabei das unschuldige Engelsgesicht von der Welt oder besser vom Himmel auf?“

Sie sah mich fragend an. „Wann hätte ich das gethan?“

„Heute Abend bei den Bürgerlichen, eine ganze Viertelstunde hindurch.“

Jetzt fing die Kleine unbändig an zu lachen. „Ist mir garnicht eingefallen. Da hast Du wohl von vergangenen Tagen geträumt.“

Jetzt war die Reihe an mir, sie verständnißlos fragend anzublicken. Lügen konnte Klärchen nicht. Warum sollte sie auch lügen? Ueberdies besaß ich ein Kriterium. Ich blickte auf ihre Füße. Aber im klaren Mondschein verlegneten die blankgewachsenen Schuhe meine viertelstündigen Anstrengungen. Ergo — hatte ich einen anderen Fuß getreten, ergo — war ich auch von einem anderen Fuß getreten worden. Ich mußte lachen und unwillkürlich an das stillvergnügte Lächeln unserer einstigen Freundin denken.

„Lieschen“, bligte es in mir auf.

Und „Lieschen“ stimmte die Kleine verständnißlos ein.

Zur Strafe für meine Dummheit wurde ich eine Viertelstunde lang ausgelacht. Schließlich aber schworen wir gemeinsam der arglistigen Here furchtbare Rache.

Der kleine Zwischenfall war erledigt und wir schwelgten weiter in Sonne und Liebe und malten uns eine rosige Zukunft aus, durch keinen Streit, kein Unglück getrübt. Vor, der alte Knabe, trabte schwerfällig hinterdrein und knurrte nur sein: „Kurr, Kurr“, als wollte er sagen: „Wird schon schief gehen, wird schon schief gehen!“ — Verständnißloser Räter! War doch selbst einmal jung gewesen.

### aus dem Papierkorb der Beil. III

**Am Chiemsee.** (Zu unserem Bilde.) Von den größeren bayerischen Seen hat der Chiemsee durch die reiche Fülle seiner landschaftlichen Reize von jeher die größte Anziehungskraft auf den reisenden Fremden ausgeübt. Namentlich seit Bayerns prachtliebender Herrscher Ludwig II. auf Herrenchörning, der größten der drei im Chiemsee gelegenen Inseln, eines seiner prunkvollsten Schlösser hat errichten lassen, gehört der Besuch des Chiemsees zu jenen Reise-Eindrücken, die sich keiner, der den Wanderstab zur Reise nach dem bayerischen Hochlande ergreift, mag entgehen lassen. Im Versailles Stil erbaut, im Geschmack jenes Monarchen, dem nachzueifern der unglückliche Bayernfürst vor Allem bestrbt war, blickt das zierliche Schloßchen auf die hellgrünen Fluren des Sees hinaus — ein stummer und doch so unendlich beredter Zeuge jünger vergangener Pracht und Herrlichkeit! In eine andere Stimmung versetzt uns freilich das Gemälde, das der Maler unseres heutigen Bildes vor uns entrollt. Er führt uns nach einem der entlegensten Theile des Nordufers des Chiemsees. Es ist kurz nach Sonnenaufgang. Im ersten Frühroth des aufgehenden Tagesgestirns erstrahlen die Gipfel der nahen Berggipfel. Auf die träge, ruhig athmende Wasserfläche malt der Widerschein der ersten Sonnenstrahlen glitzernde, funkelnde Lichtstreifen; ein schwaches Roth färbt die dem Osten zugekehrten Seiten der hohen Waldriesen, die das Ufer umhüllen. Tiefer Frieden ruht auf dem einsamen Landschaftsbilde; ruhigen Schrittes wagen sich die Thiere des Waldes aus dem Dunkel, das noch die zerklüfteten, laubbeschatteten Gesteine deckt, in die frische Helle des in goldigem Frühlicht strahlenden Ufers. Ein wehmüthiges Gefühl mag den durch Krankheit oder Berufspflichten in den hohen, dunklen Mauern der Städte Festgehaltenen überkommen, wenn sein Blick auf den Herrlichkeiten des lachenden Sommermorgens weilt, wie ihn der Maler auf unserem Bilde festgehalten. Wohl Dem, der mit Eichendorff singen kann:

Fliegt der erste Morgenstrahl  
Durch das stille Nebenthal,  
Rauscht erwachend Wald und Hügel:  
Wer da fliegen kann, nimmt Flügel.

Und sein Hüttlein in die Luft  
Wirft der Mensch vor Lust und ruft:  
Hat Gefang doch auch noch Schwinger,  
Nun, so will ich fröhlich singen.

**Ueber Vampirismus.** Unter Vampirismus versteht man den Glauben mancher Völker, die Geister gewisser Verstorbener pflügen Lebenden, am liebsten ihren eigenen Anverwandten, das Blut auszusaugen und sie dadurch zu tödten. Dieser schaurige Aberglaube ist namentlich unter der slavischen und griechischen Bevölkerung verbreitet. Dem Ursprung des Vampirglaubens in allen Einzelheiten nachzugehen sind wir leider nicht im Stande, doch ist der Glaube, es sei den Geistern Verstorbener möglich, den Nachlebenden Lebles zuzufügen, uralt und findet sich bei den verschiedenartigsten Völkern, z. B. bei den Kelten, den Finnen, den Dahaks auf Borneo, den Hindus usw. Den Vampyren ähnliche Wesen waren ferner die Lamien und Empusen der Griechen, Unholde, die in Gestalt schöner Weiber Jünglingen das Blut auszogen; ebenso lebten die „Strigen“, Sputzgeschöpfe des römischen Volksglaubens, vom Blute und Marke der Kinder.

Am meisten ausgebildet und in ein gewisses System gebracht hat den Vampirglauben die slavische und griechische Bevölkerung. Nach ihrem Glauben sind die im Kirchenbanne Gestorbenen dazu verflucht, im Grabe keine Ruhe zu finden, sondern als Vampire weiter leben zu müssen. Bei einem solchen Verstorbenen treten die äußeren Kennzeichen des Todes im Grabe nicht ein: Haare und Nägel wachsen weiter, der Körper verwest nicht. Am Mitternacht erhebt sich der Vampir aus seinem Grabe und geht auf Nahrung aus; er fällt seine nächsten Anverwandten einen nach dem anderen an und tödtet sie durch Ausaugen des Blutes. Die Gemordeten gehen der ewigen Seligkeit verlustig, wenn sie nicht vollends gleichfalls zu Vampyren werden.

Zweifelsohne hat dem Vampirglauben in den Ländern griechisch-katholischer Kirche der Glaube der Geistlichkeit Vorschub geleistet, die Unverweslichkeit sei ein Zeichen des Heiliges und der Verdammnis und deute auf Verwesigung des Leichnams durch den Satan hin. Der römischen Kirche ist dagegen bekanntlich Unverweslichkeit vielfach als Beweis der Heiligkeit erschienen.

Weiteste Ausdehnung scheint der Vampirglauben erst in den beiden letzten Jahrhunderten erhalten zu haben. In manchen Gegenden bestand sich das Volk insolge des fürchterlichen Vampyrschreckens Jahre hindurch in einer geradezu fieberhaften Aufregung. Im ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts schoß eine ganze Vampyr-Literatur aus der Erde: sie ist größtentheils verzeichnet in einer 1734 erschienenen Schrift des Diakons Raup mit

dem charakteristischen Titel: „Traktat vom Säuen und Schmähen der Todten in Gräbern, worin der wahren Beschaffenheit der ungarischen Vampirs und Blutsaugern näher getreten wird.“

Noch die letzten Jahrzehnte haben erwiesen, wie tief der Vampyr glaube sogar innerhalb der schwarz-weiß-rothen Grenzpfähle, trotz des Schulmeisters von Königgrätz im Volke wurzelt. In den Jahren 1872 und 1873 kamen zwei Grabschändungen in den westpreussischen Städten Kantryno und Schwef, die auf Grund des Vampyr glaubens erfolgt waren, zur gerichtlichen Verhandlung. In beiden Fällen war das Grab des vermeintlichen Vampyrs, in Kantryno eines jungen an der Schwindsucht verstorbenen Mannes, dessen Angehörige mit dem gleichen Leiden behaftet waren, geöffnet, dem Todten der Kopf mit einem Spaten abgetrennt und ihm zu Füßen gelegt worden!

Wie unbedeutend und geringfügig will uns nicht die Aufklärungs- und Kulturarbeit so vieler Jahrhunderte dünken, wenn wir im eigenen Lande derartigen traffen Ausgeburten des finsternen Wahns begegnen!

Dichtung und Kunst haben, so fremdartig dies klingt, dem Vampyr glauben eine poetische Seite abzugewinnen gesucht. E. L. Hoffmann hat im zweiten Bande seiner Novellensammlung „Die Serapionsbrüder“ eine durch keinen besonderen Titel gekennzeichnete, nur wenig gekannte Vampyr Geschichte hinterlassen, gegen deren Schroctniß die unheimlichsten Erzeugnisse seiner dämonischen Phantasie verblissen. Lord Byrons Erzählung „Der Vampir“ ist unvollendet geblieben: sie hat den Stoff zu der noch heute bekannten gleichnamigen Oper Marschners gegeben, in der der „Titelheld“ einen förmlichen Kontrakt mit dem Bösen abschließt, nach dem es ihm gegen die Opferung von drei Jungfrauen in vierundzwanzig Stunden vergolnt ist, noch ein Jahr unter den Menschen zu wandeln. I.

### Polnische Sprüchwörter.

Wähle das Pferd seine Kraft zu nützen,  
Bleibe kein Einziger darauf sitzen.

Wem nicht Natur Verstand verlieh,  
Der kauft auch in Paris ihn nie.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**